



Daniel Stotz  
Winterthur

## Grenzüberschreitung und Durchdringung: die Schweiz, Englisch und ich



Stiftung Sprachen  
und Kulturen

Mehrsprachigkeit ist für mich spätestens seit einem passionierenden Französischunterricht am Gymnasium ein eminent wichtiges Thema. Bei aller Beschäftigung mit Prévert, Sartre, Camus und Co. hat mich allerdings immer ein bisschen irritiert, dass man sich weniger nach unseren unmittelbaren Nachbarn im Westen des eigenen Landes als nach der französischen Leitkultur richtete. An der Uni erwies es sich zudem als einfacher, einen Austausch mit einem College in den USA als ein anrechenbares Gastsemester an der Uni Genf zu verwirklichen.

Als Anglist fasziniert mich die vielgestaltige Verbreitung des Englischen durch die Zeiten. Mir scheint aber, wir tun uns in der Schweiz etwas schwer mit der Hegemonie dieser Sprache in der Wirtschaft und Kultur der Postmoderne. Englisch wird über kurz oder lang seinen Platz finden, aber Sprache ist zu sehr mit Identität verbunden, als dass eine "lingua

franca" allen gleich ans Herz wachsen könnte. Die Sprachen sind für mich Lebensarten, die einen je eigenen Ausdruck und einen ganzen Fächer von Weltsichten ermöglichen. Politisch gesehen ist der Pluralismus der transparenten Interessen und demokratischen Mittel die fairste Art, in einer komplexen und konkurrenzträchtigen Gesellschaft zusammenzuleben. Sprachen können dabei die Rolle von Erfüllungsgehilfen spielen, Voraussetzung ist aber immer der Einsatz all jener, die ihr gesellschaftliches und politisches Leben aktiv gestalten wollen. Konsumismus ist hier nicht gefragt.

Sicher darf Englisch nicht den Plurilingualismus schweizerischer Prägung erdrücken, doch kommt eine Erweiterung um eine Weltsprache den Sprachrepertoires von manchen Mitbürger/innen zu Gute, die sich bisher mit einer Ein-drei-Viertelsprachigkeit (Muttersprache, Standardsprache, Schulfranzösisch) behelfen mussten. Ein vernünftiger Wettbewerb hat dem Fortschritt noch selten geschadet. Mein persönliches Ziel ist es, dafür zu sorgen, dass die Qualitätsanforderungen an eine Verkehrssprache wie Englisch nicht tiefer angesetzt wer-

den als an eine Kultursprache. Schön wäre es zudem, wenn die Landessprachen der Schweiz sich vermehrt aus ihren Territorien heraus locken liessen. Sieben Jahre in der Stadt Bern haben mir den Geist der Romandie nicht näher gebracht, doch bewiesen, dass eine gewisse Durchdringung von Sprachen und Kulturen fern aller Exotik einfach Charme und Lebensqualität bedeutet.

Heute, im ach so angelsächsischen Zürich freut es mich ungemein, wenn meine Tochter ihr Klassenlager (6. Klasse) im Schweizer Jura mit einer Grenzüberschreitung zu Fuss erleben kann und von einem ebenso lebendigen Französischunterricht profitieren darf. Eine rege Pädagogik des Austauschs wäre meiner Meinung nach der meist versprechende Ansatz, um eine echte Vernetzung und damit Verständigung von klein auf zu fördern. Dabei sollte eher mit Reizen gelockt als mit Zwang vorgegangen werden. Idealerweise würden Formen wie die Rotation von Halbklassen über die Sprachgrenzen hinweg vor dem Beginn des Englischunterrichts durchgeführt.

Eine weitere Stärkung der lokal vorhandenen Muttersprachen – Türkisch,

### Visitenkarte

Vorname und Name  
Beruf

**Daniel Stotz**

Mitglied des Stiftungsrates der Stiftung Sprachen und Kulturen - Redaktor Babylonia - Prof. Dr., Leiter Forschung und Entwicklung des Departements Angewandte Linguistik und Kulturwissenschaften, Zürcher Hochschule Winterthur, Dozent für Englisch, zahlreiche eigene Forschungs- und Entwicklungsprojekte

Wohn- / Arbeitsort  
"Parcours migratoires"

Urdorf / Winterthur  
Längere Aufenthalte in England, USA, Kanada, Australien, Brasilien

Sprachen

Deutsch, Englisch, Französisch, Portugiesisch (Italienisch für den Hausgebrauch bei Babylonia)

Portugiesisch, Albanisch – liesse sich erreichen durch die Wertschätzung der Sprachen der Migration. Demnächst wird Babylonia eine Nummer zu den Anderen Sprachen in der Schweiz herausgeben – hoffentlich leistet sie

einen kleinen Beitrag zur Bereicherung der Sprachenszene Schweiz und hilft dabei, den dummen Spruch vom Englischen als der fünften Landessprache vergessen zu lassen.

will. So wird dem Prinzip der Sprachenfreiheit der Schutz der herkömmlichen sprachlichen Zusammensetzung der Gebiete gegenübergestellt. Das Gesetz soll Mittel und Wege ermöglichen, um die Verständigung zwischen den Sprachgemeinschaften zu fördern. Die Kantone werden nach wie vor das letzte Wort über die Verteilung der Mittel und das Setzen der Prioritäten haben. Wenn man allerdings das Trauerspiel der Erziehungsdirektorenkonferenz um die Empfehlungen (sic!) bezüglich der Reihenfolge beim Sprachenunterricht in der Volksschule verfolgt, ist man wenig geneigt, an zukunftsfähige Lösungen zu glauben. Der noch immer nicht publizierte Kompromiss der EDK läuft jedenfalls dem Buchstaben des Gesetzes zuwider, das den “inneren Zusammenhalt des Landes zu festigen” beabsichtigt.

Dem Ansinnen, dem Englischen früh den Vorzug zu geben, liegt eine ökonomisierende Sicht der Märkte für Arbeit und Humankapital zu Grunde. Ob man nun dieses Modell unterstützt oder nicht, Tatsache ist, dass die Neunziger Jahre eine Kommodifizierung (commodification) von sprachlichen Kompetenzen eingeläutet haben. Das heisst, Menschen, die über sprachlich-kommunikative Fähigkeiten verfügen, neigen vermehrt dazu, diese als vermarktbar Ressourcen zu sehen und einzusetzen.

Die Frage stellt sich allerdings, wie und von wem die Legitimität solcher sprachlicher Kompetenzen und Repertoires gesetzt wird. Mit welchen Kompetenzen verfügt jemand über angemessene oder marktgerechte Potenziale? Was zählt als glaubhafte effektive Mehrsprachigkeit? Noch wissen wir relativ wenig über den Umgang der Sprecherinnen und Sprecher mit dem Markt für Sprachen, bzw. über die Aufnahmefähigkeit des Marktes gegenüber den Mehrsprachigen, etwa ausserhalb der Bundesverwaltung. Eines ist sicher: das Sprachengesetz ist ungeeignet, diese Fra-

---

## Sprachengesetz

### Ein Weg zwischen Vermarktung der Sprachen und sprachlich-kultureller Identitätsfindung

Die Stiftung Sprachen und Kulturen ist keine laute Stimme im Chor der selbsternannten Sprach- und Bildungsexperten des Landstrichs Schweiz. Aber mit der Zeitschrift Babylonia hat sie sich ein Instrument gebaut, das auch über die Landesgrenzen hinaus wahrgenommen wird, wie einige Zeitschriften aus dem Ausland immer wieder zeigen. Es ist mir eine Freude, in der selbst polyglotten Redaktion mitzuspielen und mich einzustimmen auf einen angeregten Diskurs, der nicht erst seit der Debatte um den Sprachenartikel und das Sprachengesetz relevant geworden ist.

Zu denken geben müsste eigentlich die Frage, wie es die Schweizer und Schweizerinnen bis 1996 geschafft haben, ohne eine einheitliche und widerspruchsfreie Regelung ihres linguistischen Patchworks zusammenzuleben. Verschiedene Mythen und Ablenkungsmanöver – Romanisch als unser aller zartes Lieblingspflänzchen! – sowie der Hang zum Kompromiss haben sicher dazu beigetragen, doch hat manchmal auch eine lebhaft streitkultur und Bereitschaft zur Einmischung ihre Wirkung gezeitigt. Ich denke dabei einerseits an Vorkommnisse negativer Art wie das Unterlaufen des Unterrichts in den L2 in gewissen Kantonen (sei es durch die Lehrerschaft oder durch die Erziehungsdirektionen), die in einem zentralistischer verwalteten Staatswesen

kaum denkbar wären. Andererseits können starke Sprüche wie derjenige Altermatts (“Das Englische wird für die viersprachige Schweiz zum ambivalenten Prüfstein der Multilingualität. In gleicher Weise, wie es als neue Lingua franca die technische Kommunikation erleichtert, vergiftet es den politischen und kulturellen Zusammenhalt des Landes. Wir können uns zwar auf Englisch über alles unterhalten, verstehen aber unsere Verschiedenheiten nicht mehr.” 1997) auch positive Dynamiken auslösen. Englisch soll vor allem die technische Kommunikation erleichtern? Hört man denn die Rap-Rhythmen und die Slang-Tags nicht? Englisch als Gift für den Zusammenhalt? Haben sich früher Welsche und Deutschschweizer Tramper auch so entspannt an den Stränden Australiens miteinander unterhalten? Die Debatte um die zuerst einzuführende Zweitsprache hat zwar nicht zu befriedigenden Lösungen geführt, jedoch eine Meinungsbildung ermöglicht, die weitere Kreise involvierte als die Diskussion um die gesetzlichen Grundlagen.

Eine der stärksten Beharrungskräfte ist das Territorialitätsprinzip der Sprachen, verbunden mit einer relativ geringen Binnenwanderung. Es ist sicher verständlich, dass eine neue, jedoch historisch verankerte Sprachengesetzgebung das Bewährte festschreiben und das Bedrohte schützen

gen zu beantworten. Gerade die heikelsten Wegweiser in der komplexen Sprachenlandschaft Schweiz bleiben blank. Erstens wird Englisch mit keinem Wort erwähnt. Es ist typisch für die Legimitätsdebatte, dass sich in den Vernehmlassungsantworten diejenigen Stimmen, die auch Englisch gefördert sehen wollen, mit denjenigen etwa die Waage halten, die die Weltsprache für eine "Gefahr" für die Landessprachen halten: aus dem Patt resultiert ein Schweigen. Man vergleiche die gesetzliche Regulierung der Reklameschilder in Québec, wo die französische Anschrift immer grösser sein muss als die Englische, wenn dieses überhaupt erlaubt ist. Mit solchen kleinlichen Vorschriften nervt man zwar viele Leute, aber der Symbolwert bewegt die Gemüter und somit verändert sich die Welt.

Zweitens wird auch der Problembereich Dialekt / Standard aus dem Sprachengesetz weitgehend ausgeblendet. Artikel 5, Absatz 2 stipuliert zwar, dass die Behörden die Amtssprachen in ihren Standardformen verwenden. Wenn das nur auf die Schriftlichkeit bezogen ist, drückt es einen banalen Status Quo aus, der zu wenig weit greift. Wenn die Mündlichkeit mitgemeint ist, dann wird sich die Mehrheit der Deutschschweizer Beamten bald im Dickicht der Illegalität bewegen. Der Hauch des Absurden streift einen, wenn man die folgende Passage etwas genauer studiert:

#### **Art. 11**

<sup>2</sup> In den vier Amtssprachen gestaltet werden insbesondere:

- a. persönliche Ausweise;
- b. Briefköpfe und -umschläge;
- c. Anschriften und Homepages von Dienststellen des Bundes.

Es mag zwar wirklich kein geeignetes deutsches Wort für Homepage (der Duden schlägt "Leitseite" vor) geben, doch die Tatsache, dass sich auch "Dienststellen" gerne per Internet der weiten Welt auf Englisch zeigen wollen, wird einfach unterschlagen. (In der französischen Version des Ent-

wurfs bezieht man sich auf "les pages d'accueil des sites Internet").

Wenn das Sprachengesetz hauptsächlich zur Giesskanne für unterstützte Subventionen wird, können damit viele kleine legitime Begehren befriedigt werden. Sicher ist eine Priorisierung der zwei- und dreisprachigen Kantone angezeigt. Jedoch wäre es eine unsinnige Umkehrung der Verhältnisse, wenn nun damit die Eingelung der Menschen in ihren Sprachtälern betrieben würde.

Wie auch immer die Repertoires schliesslich zusammengesetzt sind, das Sprachengesetz würde zu einem Eigentümer, wenn es sich mit den Mitteln der Subventionen oder einmaliger Förderbeiträge einseitig gegen das Englische und ausschliesslich für die bedroht erscheinenden Landessprachen wendete. Der Zugang zu der markträchtigsten Sprache soll nicht verengt oder in den Bereich der Erwachsenenbildung abgeschoben werden. Vielmehr kann und soll die oft positive Motivation, Englisch zu lernen als Zündstufe genutzt werden, um einen Fächer von Kompetenzen in verschiedenen Sprachen zu fördern. Eine halbe Stunde, bevor ich den Schlussteil dieses Artikels verfasste, bin ich von einem Schulbesuch zurückgekommen, wo eine Klasse aus einem multiethnischen Zürcher Vorort eine Lektion Mensch und Umwelt in Englisch genoss. Genuss ist kein übertriebenes Wort, denn die 5.-Klässler hörten freudvoll gespannt einem Beitrag zum Vulkanismus zu, stiessen Laute der Überraschung aus, als sie einen Lavabrocken in den Händen hielten und waren beim Bearbeiten einer Aufgabe voll bei der Sache. Für den Lehrer, der in der zweiten Hälfte seines Berufslebens steht, ist der integrierte Sach- und Sprachunterricht eine motivierende Herausforderung, die er auch bei einer gewissen Skepsis gegenüber dem didaktischen Konzept anzunehmen bereit ist. Solche Innovationen können nicht per Gesetz dekretiert werden,

wohl aber kann das Sprachengesetz den Boden schaffen, damit weitere bedarfsgerechte Initiativen – und nicht nur im Bildungsbereich – abheben können.

Einer der langfristig wertvollsten Abschnitte im Gesetz ist meiner Ansicht nach Artikel 21, der verlangt, dass eine Institution zur Förderung der Mehrsprachigkeit eingerichtet wird. Damit verbinde ich die Hoffnung, dass das entsprechende Forschungszentrum die Kräfte auf eine verstärkte Anwendungsorientierung hin bündelt und weniger mit Postulaten als mit empirischen Befunden und echten Entwicklungen glänzt. In den nächsten Jahren sind im Bildungsbereich zahlreiche Experimente und Neuerungen geplant, die beobachtet und ausgewertet werden müssen. Über die Schule hinaus jedoch sollte sich die Forschung den Verwendungssituationen für Sprachen im Beruf und in der Gemeinschaft zuwenden, insbesondere unter dem Aspekt der neuen Medien und der sich wandelnden Arbeitswelt. Gerade im Spannungsfeld zwischen Kommodifizierung und sprachlich-kultureller Identitätsfindung harren zahlreiche Fragen der Beantwortung. Welche Rolle der Stiftung Sprachen und Kulturen post-Sprachengesetz zukommt, ist noch etwas schleierhaft, sicher aber sollte sie sich nach wie vor als Lobby für die Mehrsprachigkeit und die Durchdringung von Sprache, Wirtschaft und Kulturen einsetzen. Vielleicht sollten wir auch etwas weniger Angst davor haben, uns die Hände schmutzig zu machen und vermehrt gegen den Strom der üblichen Diskurse über den Plurilingualismus zu schwimmen.

#### **Referenz**

ALTERMATT, U. (1997): *Viersprachige Schweiz: anderthalbsprachig plus Englisch?* Schweiz. Zeitschrift für politische Wissenschaft 3/1, p. 136-143.